

# Ganz wohl daheim

Autor(en): **Kuhn, Daniela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Visit : Magazin der Pro Senectute Kanton Zürich**

Band (Jahr): - **(2010)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-818723>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

**WOHNWELTEN** In unserem Zuhause spiegelt sich unser Leben. Es ist das Ergebnis vielfältiger Auswirkungen früherer Lebensentwürfe, emotionaler Bindungen, vorsichtigen Abwägens und umsichtigen Planens und manchmal auch des Zufalls. Vier Porträts von Menschen und ihren Wohnsituationen.

# Ganz wohl daheim

Texte// **DANIELA KUHN** Fotos// **DANIEL RIHS**



MARGRIT FREI, BÜLACH

## Bei sich, aber nicht allein

Die verschiedenen Epochen in ihrem Leben gingen fast immer mit einer geografischen Veränderung einher. Die aktuelle verbringt Margrit Frei im Alterszentrum Bülach, wo sie bei dessen Eröffnung im Jahr 2004 zusammen mit Don, ihrem Lebenspartner, eine geräumige Dreieinhalbzimmerwohnung bezog.

Zuvor hatte das Paar in Wangen, Kanton Schwyz, gewohnt. «Als Don immer mehr Pflege benötigte, entschlossen wir uns, in die Nähe meiner drei Kinder zu ziehen», erzählt Margrit Frei. Sie war damals 70, Don 84. Ein halbes Jahr später lebte er nicht mehr.

Die Wohnung hat sie behalten: «Im Moment mag ich noch.» Sollte ihr die Hausarbeit eines Tages aber zu anstrengend werden, würde sie in ein Zimmer ziehen oder die hausinterne Spitex in Anspruch nehmen.

Über dem Esstisch, an dem sie der Besucherin aus ihrem Leben erzählt, liegt ein königsblaues Tuch aus Ghana. Die in Oberramsen, Kanton Solothurn, aufgewachsene Margrit Frei hat fast zwanzig Jahre in diesem Land verbracht. Als junge Frau, die nach der Hotelfachschule im Tessin arbeitete, hatte sie Eduard kennengelernt, der in Westafrika tätig war. Nach der Heirat lebten beide dort. Bernhard, der erste Sohn, kam in der Schweiz zur Welt, die beiden weiteren Kinder gebar Margrit Frei in Ghana. 1973 erkrankte ihr Mann. Man reiste in die Schweiz, doch bereits fünf Wochen später starb der 43-jährige Eduard im Universitätsspital Zürich an Knochenmark-Leukämie.

Margrit Frei bezog in Zürich eine Wohnung. Erich, der jüngere Sohn, ging noch zur Schule. Zehn Jahre später, sie lebte damals in Winkel, lernte sie Don kennen. Der Engländer wurde ihr Lebenspartner. Mit ihm zusammen begann eine neue Epoche: Kanada. Als sie sich entschied, auf Vancouver Island ein Bungalow zu kaufen und auszuwandern, war Margrit Frei 56. «Wir hatten

uns in diesen schönen Ort verliebt.» Im Korridor hängen Fotos aus den elfeinhalb Jahren, die das Paar dort verbrachte. «Doch dann», erzählt Margrit Frei, «ging es Don gesundheitlich immer weniger gut, und wir entschieden uns, wieder in die Schweiz zu kommen.»

In der Wohnung, wo sie das letzte halbe Jahr mit Don verbracht hatte, fühlt sie sich wohl. Das grosse Wohnzimmer mit offener Küche ist leicht abgeschrägt, aus dem Fenster beim Esstisch schweift der Blick auf Bäume und eine Wiese. «Bülach ist ländlich», sagt Margrit Frei: «Man grüsst einander, die Einkaufsmöglichkeiten sind gut, auch der öffentliche Verkehr.»

Am Morgen steht sie früh auf. Als Erstes geht sie zum Computer, um die Mails zu checken, die sie mit Freunden in Kanada austauscht. Später liest sie die Zeitung, erledigt den Haushalt, führt kleine Näharbeiten aus oder geht einkaufen. Wichtig sind ihr aber auch die Natur, die Ausflüge mit dem Wanderklub oder mit ihrem neuen Partner, einem Witwer, der auch im Hause lebt. Margrit Frei hatte ursprünglich seine Frau gekannt. Als sie verstarb, intensivierte sich der Kontakt: «Wir geniessen das Zusammensein, zusammenziehen möchten wir vorläufig nicht.»

Désirée, das jüngste der vier Enkelkinder, kommt jeden Montag zum Nachtessen, da sie in der Nähe den Konfirmationsunterricht besucht. Sie übernachtet dann im Gästezimmer. Wie kürzlich auch eine Freundin aus England, die während einer Woche zu Besuch war.

Margrit Freis Einladungen zur scharfen «pepper soup», einer afrikanischen Spezialität, sind bei ihren Freunden, die in den 50er-Jahren auch in Ghana lebten, schon zur Tradition geworden. Aber auch Hausgenossen, die selber eine kleinere Wohnung haben, kommen zuweilen zu Besuch. «Ich bin gerne hier», sagt Margrit Frei: «Ich habe kein Verlangen mehr zu reisen. Ich genieße und schätze die Schweiz.»

«Als Don immer mehr Pflege benötigte, entschlossen wir uns, in die Nähe meiner drei Kinder zu ziehen.»

MARGRIT FREI

Margrit Frei lebt im Alterszentrum «Im Grampen» in Bülach in einer eigenen Dreieinhalbzimmerwohnung.



Gwendoline Suter wohnt mit der Hilfe von Spitex-Visit und Mahlzeitendienst allein im Haus ihrer Familie in Horgen.



GWENDOLINE SUTER, HORGEN

## Zurück am Zürichsee der Kindheit

Das 300-jährige Riegelhaus und Gwendoline Suter kennen sich schon lange. Die heute 79-jährige ehemalige Ergotherapeutin, die bis zu ihrem 38. Lebensjahr in London lebte, hat schon als Kind Ferien bei Grosseltern, Onkel und Tante in Kepfnach-Horgen verbracht. «Mit mir ist jetzt die sechste Generation hier», erzählt die Gastgeberin, auf dem petrolfarbenen englischen Sofa in ihrer Stube sitzend. Bis zu ihrer Pensionierung war sie in verschiedenen Institutionen tätig, zuletzt 19 Jahre im Universitätsspital.

Vor sieben Jahren, sie wohnte damals in Wettswil, wurden ihre Augen trotz zwei Augenoperationen zunehmend schlechter. Sie realisierte, dass sie wohl nicht mehr lange würde Autofahren können: «Als meine Tante gestorben war, fragte mich mein Bruder, ob ich mir vorstellen könnte, nach Horgen zu ziehen.» Sie musste nicht lange überlegen: «Ich wollte an den Zürichsee zurück, den ich immer

gerne hatte.» Die Sagi nebenan, die Sägerei, die fünf Suter-Generationen betrieben haben, hatte die Tante bereits früher verkauft. Bruder und Schwester beschlossen, das Haus zu renovieren.

Im Erdgeschoss entstanden eine Wohnküche und ein grosses Bad. Letzteres trägt dazu bei, dass Gwendoline Suter im Haus bleiben könnte, sollte sie die Treppen in den ersten Stock eines Tages nicht mehr benutzen können.

Sie zog also nach Horgen und fand für die vielen schönen Erbstücke einen neuen Platz. In der ersten Zeit war sie zu Fuss noch gut unterwegs, benötigte 15 Minuten bis ins Dorf. Doch dann, vor zwei Jahren, musste sie sich einer schweren Rückenoperation unterziehen. Ein Erholungsaufenthalt wurde von der Krankenkasse nicht übernommen. «Also kontaktierte ich Spitex-Visit von Pro Senectute Kanton Zürich und den Mahlzeitendienst der Spitex Horgen», erzählt Gwendoline Suter. Als sie im

Korsett war, erhielt sie täglich eine warme Mahlzeit ins Haus geliefert. Mittlerweile organisiert sie sich am Wochenende selber. «Ich bin sehr froh um diese Dienstleistung», sagt sie. In der Vorwoche erhält sie jeweils den Menüplan, aus dem sie zwischen normal, vegetarisch, leichter Kost und Diät wählen kann. Dazu gibt es eine Suppe oder Salat. Am Abend macht sie sich selber etwas Kleines. Den Rücken sollte sie nicht belasten. Die Spitex-Visit-Hilfe hilft ihr deshalb bei der Körperpflege und gewissen Arbeiten wie bügeln, Zeitungen bündeln und hinaustragen oder das Bett frisch anzuziehen. Zusätzlich putzt einmal wöchentlich eine Haushaltshilfe. Den Garten bestellt der Gärtner, aber die leichten Arbeiten führt die Hausherrin gerne selber aus.

«Aber», stellt sie fest: «Die Kräfte lassen nach. Ich laufe weniger gut, als ich vor der Operation gehofft habe. Früher half ich meiner Tante, jetzt

bin ich auf Hilfe angewiesen.» Das, sagt sie, hätte sie sich nicht träumen lassen. Zur Bushaltestelle und zur nahe gelegenen Bäckerei mag sie zu Fuss gehen. Doch seit sie nicht mehr Auto fährt, ist sie öfters zu Hause. Froh um die Spitex-Besuche und den Mahlzeitendienst ist sie deshalb auch der Gesellschaft wegen. «Die Kontakte versiegen», meint Gwendoline Suter, «das ist halt so: Je älter man wird, desto mehr. Der Freundeskreis wird kleiner.» Dass sie die ersten 38 Jahre in England verbracht hat, hört man ihrem Züridütsch ganz leicht an. Obwohl sie heute mehr Jahre in der Schweiz verbracht hat, blieb England ihr «Diet». Als die Eltern 1967 in die Schweiz zurückgingen, zog sie zwei Jahre später nach: «Denn in England hätte ich sonst zwar gute Freunde, aber keine Familie gehabt.» Die Familie ist ihr heute gewissermassen mit dem Haus und den dazugehörigen Erinnerungen nah.

SUSANNE UND HANSUELI DUBACH, HÜTTIKON

## Zusammen, aber gerne auch für sich

Ende September blühen im Garten noch immer Sonnenblumen. Vor dem Haus hat Susanne Dubach Bohnen, Eier, Sirup, Schnäpse und Konfitüre präsentiert, am Samstag verkauft sie auch Holzofenbrot und Butterzopf. Die Besucherin aus der Stadt ist entzückt. «Ja, schön ist es», sagt Hansueli Dubach, «aber es gibt auch viel Arbeit.»

Viel Arbeit gab es im Leben des Bauernpaares schon immer. Der heute 70-jährige Hansueli Dubach ist auf dem Hof in Hüttikon aufgewachsen. 1971 heiratete er seine zehn Jahre jüngere Frau Susanne. Im Haushalt der Schwiegermutter hatte sie sich einzufügen. Die Verantwortung in der Küche war rotierend: Eine Woche kochte die Schwiegertochter, die nächste wieder die «Frau des Hauses». «Das war nicht immer einfach», erzählt Susanne Dubach am Esstisch der neuen Vierzimmerwohnung, die das Paar vor vier Jahren an der Stelle baute, wo sich früher die Scheune befand.

Die vier Erwachsenen hatten anfangs fünf Zimmer zur Verfügung. Später kamen die beiden Töchter zur Welt, und der Dachstock wurde ausgebaut. Heute leben die Töchter in der Nähe.

Martin und Daniel, die beiden Söhne, wohnen noch immer unter demselben Dach, wenn auch mit separatem Eingang. Martin Dubach fungiert als Betriebsleiter. Als solcher wird er voraussichtlich auf dem Hof bleiben, der heute 10 Stück Jungvieh, 30 Kühe, 150 Hühner und ein paar Schweine umfasst.

Bis vor vier Jahren lebte auch Ernst Dubach, Hansueli Dubachs Vater, im selben Haushalt. «Ätti» hat seine Frau Berta um 20 Jahre überlebt. Noch im Alter von 92 fuhr er mit dem Töff vom abgelegenen Hof ins Dorf. «Die Buben hatten es nicht so gut mit ihm», erinnert sich Hansueli Dubach. Denn der Grossvater habe kein Verständnis dafür gehabt, wenn ihm die Buben nicht «gefolgt» hätten.

Der schön klingende «Mehr-Generationen-Haushalt» sei eben oft keine Idylle. «Es braucht gegenseitige Toleranz, sonst funktioniert es nicht», weiss die Bauersfrau aus Erfahrung und fügt hinzu: «Die Alten müssen auch neue Ideen akzeptieren.» In der Landwirtschaft sei dies besonders wichtig, bestätigt Hansueli Dubach, zumal man dort sehr eng zusammenarbeitet und sich die Methoden und Technologien laufend verändern.



Emil und Julie Bänziger in der Seniorenresidenz Konradhof in Winterthur. Erst lebten sie in einer Alterswohnung, dann in der Pflegeabteilung.

EMIL UND JULIE BÄNZIGER, WINTERTHUR

## Sie wollten wieder beieinander sein

«Wir sind immer hier», hatte Emil Bänziger am Telefon gesagt. Einige Tage später klopfte ich wie vereinbart in der Winterthurer Seniorenresidenz Konradhof an die Zimmertüre 109. Es ist halb drei Uhr nachmittags. Niemand reagiert. Ich öffne die Türe einen Spalt breit und mache mich mit Rufen bemerkbar. «Wir sind da», vernehme ich aus dem hinteren Teil der Einzimmerwohnung.

Ich trete ein und stehe vor einem Paar, das im Bett liegt. Sie im Nachthemd unter der Decke, er in Trainerhose und Hemd. Der Fernseher läuft, die beiden halten sich an der Hand.

«Ja, wir haben erreicht, dass wir wieder zusammen sind», sagt Emil Bänziger: «Binnenand, wiä mers immer scho gha händ. Das isch schön.» Im Konradhof ist das Paar seit dessen Eröffnung im Jahr 1999. Als die heute 88-jährige Julie Bänziger vor einem Jahr einen Hirnschlag erlitt, musste sie von der Alterswohnung im vierten Stock in die Pflegeabteilung verlegt werden. «In den Besuchszeiten war ich bei ihr, aber wir lebten getrennt», erzählt ihr um sechs Jahre jüngerer Mann. Zum Glück nicht lange. Nach drei Monaten konnte Emil Bänziger zu seiner Frau hinunterziehen, denn auch er benötigt Pflege. Seit vielen Jahren leidet er an Multipler Sklerose, mittlerweile ist er auf den Rollstuhl angewiesen.

Seither stehen die beiden Spitalbetten nebeneinander. Noch vor dem Hirnschlag erhielt Julie Bänziger die Diagnose Darmkrebs. Auf eine Therapie wird verzichtet. Während sie sich im Bett am wohlsten fühlt, fährt Emil Bänziger ab und zu mit dem Rollstuhl in die Stube hinüber und hört klassische Musik, am liebsten Mozart.

Über jedem Bett hängt ein kleines, minutiös gemaltes Ölbild. Das eine zeigt Hundwil, das andere einen Appenzeller Alpabzug. Es sind Werke von Emil Bänziger, wie auch die Gemälde in der Stube. Neben dem Doppelbett hängt aber auch eine Fotografie: das junge Paar am Hochzeitstag, 1951, in Zürich.

Mit dem Rollstuhl ist Emil Bänziger schon bis zur Migros gekommen, aber meist bringt eine Bekannte, die auch im Hause lebt, von ihrem Einkauf ein paar Früchte mit. Die Küche im Einzimmerapartment bleibt ungenutzt. Das Essen wird aufs Zimmer gebracht.

Immer wieder streckt sich ein Arm aus, eine Hand, welche die andere sucht. Mal ist es seine, mal ihre.

Emil Bänziger wuchs in Heiden, Appenzell Auserrhoden, auf; Julie Magdalena Marth in Zürich-Wiedikon. Kennengelernt hatten sich die bei-

den Mitglieder der Neuapostolischen Kirche über die Cousine von Emil Bänziger, die mit Julie Marth befreundet war. Er war Stationsbeamter in Münchwilen. In seiner Freizeit leitete er in Wil einen Chor, in dem die Zürcherin schon bald Sopran sang. «Passt Münchwilen ächt em Julie?», habe er immer gedacht, erzählt Emil Bänziger. Aber dann hätten sie sich kennengelernt und lieb gehabt: «Und Julie kam mit. Zuerst nach Münchwilen und dann nach Wil. Dafür bin ihr heute noch dankbar.»

Näher zu Zürich zogen die beiden dann doch noch, und zwar nach Winterthur, wo Emil Bänziger in den kommenden 25 Jahren die Hausverwaltung der Winterthurer Versicherungen leitete. Julie brachte im selben Haus den Kaffee in die Direktionsbüros und war auch an anderen Orten tätig.

Kinder hätten beide gerne gehabt. Aber nach einer Frühgeburt und mehreren Operationen riet der Arzt davon ab. «S'Julie isch eini, wo sich immer dri schickt», sagt Emil Bänziger. Sie sei eine liebe Frau. «Und du en liebe Maas», erwidert Julie Bänziger, und ihre blauen Augen strahlen.

Soeben erreicht uns die traurige Nachricht, dass Frau Bänziger am 5. Oktober gestorben ist. VISIT entbietet Herrn Bänziger herzliche Anteilnahme.

Verändert hat sich nun auch die Wohnform: Die Jungen leben für sich, die Eltern haben sich eine Wohnung gebaut, in der sie möglichst lange bleiben möchten. «Heute können wir noch Treppen steigen», sagt Hansueli Dubach, aber man wisse nie, was noch komme: «Deshalb hat es Platz für einen Lift, sollten wir mal einen benötigen.» Auch die Dusche im neuen Badezimmer ist so gebaut, dass man über keinen Rand steigen muss, sondern eben hinein kann. Im dritten Stock gäbe es zudem die Möglichkeit für einen Ausbau.

Neben Wohn- und Esszimmer, Schlafzimmer und Büro haben Dubachs für die beiden sechs- und achtjährigen Enkel auch ein Kinderzimmer eingerichtet. Mit dem Tierlistall aus Holz spielten schon

die eigenen Kinder, und die hellblaue Decke, unter der drei Bären vor Kälte geschützt sind, hat Hansueli Dubachs Mutter einst genäht.

Die Enkel kommen gerne. Aber sie kommen zu Besuch. Eine Grossfamilie sind Dubachs nicht mehr. Doch in ganz verschiedenen Welten, wie oft in der Stadt, leben die beiden Generationen noch immer nicht: Susanne Dubach kocht nämlich «drüben», bei den Söhnen, und nicht in der eigenen grossen Küche. Das hätten die Söhne so gewünscht. Auf dem Chöischtli, dem elektrisch betriebenen Kachelofen, sitzt und liegt sie dann aber gerne bei sich. Denn das gehöre einfach dazu, auch in einer neuen Wohnung, meint Susanne Dubach und lacht.

«Der schön klingende Mehr-Generationen-Haushalt ist oft keine Idylle. Es braucht gegenseitige Toleranz, sonst funktioniert es nicht.»

SUSANNE DUBACH

Susanne und Hansueli Dubachs Zuhause ist in einem Bauernhaus in Hüttikon. In ihrem eigenen Hausteil mit separatem Eingang.

